

*Laudatio zur Verleihung des Österreichischen Staatspreises für
Europäische Literatur an Marie NDiaye am 28. Juli*

von Anne-Catherine Simon

Sehr verehrte Anwesende und vor allem sehr verehrte
Preisträgerin,

Es gibt im Französischen ein Wort, das vermisse ich im
Deutschen immer wieder: das Wort “étrange”.

Man kann sich daran nur annähern im Übersetzen, einmal
“seltsam” schreiben, einmal “merkwürdig”, einmal “bizarrr”.
Oder, mir am liebsten, “sonderbar”: Das klingt zumindest
ähnlich weich und dunkel.

“Étrange” ist im Französischen nur einen Buchstaben von
“étranger” entfernt, dem Wort für “fremd, der Fremde”. Das
lateinische Wort für “von außen kommend”, “außen” steckt
dahinter. Und dieser Zusammenhang des Sonderbaren mit
dem Fremden, von außen Kommenden ist in diesem Wort
sichtbar geblieben. Im Deutschen haben wir diese
Verwandtschaft des Sonderbaren und des Fremden nur, wenn
wir davon reden, dass etwas “verfremdet” wird oder
“befremdlich” ist.

“Etrange” - dieses Wort drängt sich mir bei der Lektüre von
Marie NDiayes Büchern auf wie kaum ein anderes. Seit ihrem
ersten Roman, den sie als 17-jährige Gymnasiastin einem

renommierten französischen Verlag schickte, der sofort das außergewöhnliche Talent erkannte - ein Verlag, der einen, finde ich, zum Charakter ihres Werks irgendwie passenden Namen trägt: "Editions de Minuit", Mitternachts-Verlag.

Das Fremde als das Sonderbare nistet in ihren zwölf Romanen, in ihren Erzählungen und Theaterstücken. Es tränkt alles, durchdringt alles in ihrem Werk. Manchmal hat das Gefühl der Nicht-Zugehörigkeit, das die Menschen darin charakterisiert, auch mit Geografie und Herkunft zu tun. Manche Figuren haben Eltern verschiedener nationaler Herkunft, verschiedener Hautfarbe, eine wichtige Figur in Marie NDiayes jüngstem Roman ist eine "Illegale" aus Mauritius. Noch mehr hat die Fremdheitserfahrung mit der Flucht aus dem sozialen Herkunftsmilieu zu tun, mit dem Zusammenprall unterschiedlicher Milieus. Doch auch wenn diese Gefühle der Nicht-Zugehörigkeit einfließen, werden sie in Marie NDiayes Texten in eine viel umfassendere Fremdheitserfahrung verwandelt. Diese Fremdheitserfahrung bemächtigt sich jeder Realität, jeder Faser ihres Werks, und sie erfasst fast buchstäblich von der ersten Zeile an die Lesenden. Alles und jeder wird hier fremd, jede vertraute "Normalität" im Schreiben unterminiert - und zwar so selbstverständlich, als gäbe es da gar nichts zu erklären.

Egal ob wir uns im nebeligen kalten Bordeaux oder im heißen Senegal befinden, im Haus einer Anwältin oder in einer Banlieu-Wohnung, in einer französischen Kleinstadt oder auf Guadeloupe: Schon auf der ersten Seite ist klar, dass etwas hier nicht stimmt. Ein schwer greifbares Unbehagen dringt durch alle Ritzen. Es steigert sich beim Lesen allmählich zur Verstörung, oft auch bis zum Entsetzen über das als abnorm Empfundene, das hier passiert. Aber aus dem "Abnormen" gibt es kein Entrinnen, es ist hier sozusagen die Normalität.

Woher kommt diese Beklemmung, diese Verstörung? Sie erwächst aus menschlichen Abhängigkeitsverhältnissen - Beziehungen innerhalb der Familie und innerhalb sozialer Hierarchien.

Um diese Beziehungen zu erfassen, greift Marie NDiaye oft zu Bildern wie aus dunklen Märchen. Etwa in "Drei starke Frauen", im französischen Original "Trois Femmes Puissantes", jenem Roman, der ihr den Prix Goncourt eingebracht hat, den renommiertesten französischen Literaturpreis. Protagonistin ist die junge Französin Norah, deren senegalesischer Vater einst die Familie im Stich gelassen hat und in seine Heimat zurückgekehrt ist. Nun hat er sie gebeten, ihn zu besuchen, er brauche dringend Hilfe, und Nora ist gekommen. Am Beginn des Romans sieht sie also zum ersten Mal wieder ihren Vater: "In einem kalten Lichtschein stand er da, wahrscheinlich vom

Ast eines der Flammenbäume des Gartens auf die Schwelle seines protzigen Hauses gefallen, denn, so sagte sich Nora, sie hatte die Eingangstür nicht aus den Augen gelassen, während sie sich dem Gartentor näherte, und sie hatte sie nicht aufgehen und ihren Vater heraustreten sehen - und doch war er vor ihr in der Abenddämmerung erschienen, dieser leuchtende und heruntergekommene Mann, der den Eindruck machte, als habe ein ungeheurer Schlag auf den Kopf seine harmonischen Proportionen zerstört, an die Norah sich erinnerte, und ihn in einen dicken, halslosen Mann mit schweren, kurzen Beinen verwandelt.“

Als Norah ihren Vater dann umarmt, scheint ein Modergeruch in der Luft zu hängen: “Ob dieser Geruch von den üppigen, erschlafften Blüten des großen gelben Flammenbaums herrührte, der seine Äste über das flache Dach des Hauses breitete und zwischen dessen Blättern dieser verschlossene, überhebliche Mann sich vielleicht eingenistet hatte, wie Norah unangenehm berührt dachte, und auf jedes kleinste Geräusch am Gartentor lauerte, um sich hinabzuschwingen und hart auf der großen Schwelle seines Hauses aus Rohbeton zu landen, oder ob er, dieser Geruch, vom Körper oder von den Kleidern ihres Vaters ausging, und von seiner alten, faltigen, aschfahlen Haut, das wusste sie nicht, das hätte sie nicht sagen können.“

Ihre verführerische Spannung entwickeln diese Texte nicht nur durch die Rätselhaftigkeit des Geschehens, das Gefühl von etwas Faszinierendem, das man noch nie gesehen hat. Ihre verführerische Spannung entwickeln sie vor allem durch den extremen Kontrast zwischen dem Alptraumhaften des Geschehens und der sprachlichen Schönheit, in die es gekleidet ist. Eine Schönheit, die durch diesen Kontrast geradezu heimtückisch anmuten kann. In mir wecken diese geschmeidigen langen Sätze unwillkürlich Bilder von smaragdgrün leuchtenden Schlangen, die einen in ihren Bann ziehen - ins Dunkel hinein. Nur Übersetzerinnen und Übersetzer mit dem größten klanglichen Gespür können ihnen gerecht werden, Übersetzerinnen wie Claudia Kalscheuer, die seit vielen Jahren Marie NDiayes Werk ins Deutsche übersetzt.

Ich habe von grünen Schlangen geredet - und die Farbe Grün spielt tatsächlich eine große Rolle in Marie NDiayes Werk.

Nicht aber Grün, sondern Gelb, wie die Farbe des Flammenbaums im Roman, scheint mir bei ihr die Farbe der Fäulnis zu sein und zugleich der Kindheit, der Herkunft. Vor dieser fliehen NDiayes weibliche Hauptfiguren oft. Im Roman "Ladivine" ist es die junge Malinka, Tochter einer alleinerziehenden, offenbar dunkelhäutigen Putzfrau, die ihre Tochter als Kind auf Händen getragen hat. Dennoch hat Malinka als Erwachsene ihren Vornamen in Clarisse geändert und erzählt allen - sogar ihrer eigenen Tochter -, dass ihre

Mutter tot sei. Diese Verleugnung ist ebenso zu ihrem Lebensgesetz geworden wie der heimliche Besuch bei ihrer Mutter jeden ersten Dienstag im Monat. Ihre Mutter ahnt wohl diese Verleugnung, dennoch tun bei diesen Besuchen beide, als würde diese furchtbare "Schmach", wie es Clarisse einmal nennt, nicht existieren: Denn es auszusprechen, "würde beide töten". Später erfährt man, dass Malinkas Scham und Verleugnung bis in ihre Schulzeit zurückreichen. "Eines Tages", heißt es im Roman, "als ihre Mutter sie von der Schule abholte und ein Mädchen, das zum ersten Mal mit ihr sprach, sie mit erstauntem, angewidertem Ausdruck fragte, wer denn diese Frau sei, antwortete Malinka: Das ist meine Dienerin, und es kam ihr vor, als spreche sie damit eine große Wahrheit aus."

Solche Momente schleudern einen beim Lesen förmlich ins Mitleiden, so viel Verzweiflung, Gewalt und Leid steckt darin. Aber was ich in Marie NDiayes Werk noch schmerzhafter finde, ist die unauflösliche Ambivalenz aller Gefühle. Bei Malinka etwa sind grenzenlose Dankbarkeit und Zorn untrennbar ineinander verstrickt, geht das Bemühen um sozialen Aufstieg mit Selbsthass, mit dem Gefühl des Verrats einher.

Andererseits ist auch ihre Mutter nicht einfach Opfer, nicht so schwach und untätig, wie man meinen könnte. Ihr hartnäckiges, stilles Ausharren bindet die Tochter wohl wirksamer an sie, als es jede Klage täte.

Ich persönlich kenne keine Autorinnen und Autoren in der Gegenwartsliteratur, die die Abgründigkeit sozialer und familiärer Abhängigkeitsverhältnisse so meisterhaft zu zeichnen verstünden wie Marie NDiaye. Ihre Romane sind Beziehungsromane von einer Radikalität sondergleichen, allerdings nicht Beziehungsromane, wie man sie gemeinhin versteht; Liebesbeziehungen, Affären, Ehen sind in ihren Geschichten eher nebensächlich. Viel häufiger nistet die Fäulnis im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern und in einer weiteren Beziehungskonstellation, die wir zu Unrecht glauben, aus unserer Gesellschaft verbannt zu haben: jener zwischen Herr bzw. Herrin und Diener bzw. Dienerin. Man findet sie in ihren Erzählungen, aber auch in ihrem jüngsten Roman, "Die Rache ist mein", "La vengeance m'appartient", in Form der Anwältin Susane und ihrer aus Mauritius stammenden Putzfrau Sharon, um deren Aufenthaltsgenehmigung sich Susane bemüht.

Manchmal bleiben diese Beziehungen untergründig bedrohlich, oft führen sie zu offenen Brutalitäten bis an die Grenzen des Erträglichen. Jedem ist hier fast alles zuzutrauen, schon gar, wenn es Eltern sind. Kinder werden einfach durch andere ersetzt, verkauft oder mit Tieren verwechselt. Selbst die liebendste Mutter kann sich fast schlagartig in eine Frau verwandeln, die ihr Kind zwischen Ratten und faulenden Guaven dem Tod überlässt.

Doch so verstörend man das alles finden mag, das Verstörendste in ihrem Werk ist damit, finde ich, immer noch nicht erfasst. Ich sehe es in der Radikalität, mit der Marie NDiaye das Individuum als Beziehungswesen zeichnet. So sehr ist es von seinen Beziehungen definiert, dass es unter der Ambivalenz und Instabilität dieser Beziehungen zerbröseln muss. Es ist typisch für NDiayes Figuren, dass ihre Identität instabil ist, sich oft ihre Konturen auflösen scheinen. Sie verhalten sich schlagartig völlig anders als davor, wechseln die Rolle oder ihren Namen, oder plötzlich trägt eine andere Figur ihren Namen. Sie erkennen andere oder sich selbst nicht klar wieder, wissen selbst nicht genau, wer was getan hat, wer wie mit wem verbunden ist - was sie selbst getan haben, wie sie selbst mit anderen verbunden sind.

Dass bei Marie NDiaye das Unheimliche der Beziehungen so sehr mit sozialen Hierarchien zu tun hat und dass auch die Hautfarbe manchmal eine Rolle spielt, kann dazu verleiten, ihre Texte als gesellschaftliche Analysen oder gar Anklagen zu lesen. Und ich bin mir sicher, dass ich manche enttäusche, weil ich hier nicht über über "Schwarzsein" und "Weißsein" rede, nicht über Marie NDiayes französisch-senegalesische Herkunft, nicht über französische Kolonialgeschichte, über Gelbwesten und die jüngsten Unruhen in Frankreich - kurz gesagt, nicht darüber, wie sich Marie NDiayes Werk in diesen und jenen gesellschaftlich-politischen Fragen "positioniere".

Ich tue es deswegen nicht, weil ich finde, das wäre eine Diskriminierung ihrer Literatur, die hier heute geehrt werden soll. In diese Literatur fließen persönliche, soziale und historische Gegebenheiten ein, doch sie werden in NDiayes Werk aufgesagt von etwas, das tiefer liegt und menschlich universeller ist. Wenn es eine gesellschaftliche Wirkung gibt, dann erwächst sie für mich am ehesten aus der emotionalen Erschütterung, die Figuren, mit denen man sich nie identifizieren würde, plötzlich in einem auslösen können. Dass man momentweise komplexe Gefühle anderer Existenzen spürt, von denen man nichts ahnte, ihren Schmerz, ihre Scham, ihren Zorn.

In einem Interview hat die Autorin einmal erzählt, wie der Wunsch, zu schreiben, schon als Kind in ihr gekeimt habe, als sie vom offenen Fenster ihres Hauses aus die Menschen auf dem Parkplatz beobachtet habe - an einem dieser drückend heißen Sommertage, wie wir sie momentan oft erleben. Sie erinnere sich noch, sagt sie in dem Interview, genau an den Geruch des schmelzenden Asphalts und der brennheißen Reifen, an die nervöse Fröhlichkeit - und daran, wie sie sich dachte, das alles werde verschwinden und sie müsse es in Worte verwandeln, damit eine Spur davon bleibe.

In einen Sommer-Nachmittag ganz anderer Art mündet Marie NDiayes Roman "La Cheffe", "Die Chefin", der um die Kunst als

Lebensform, als Berufung kreist. Er erzählt von einer begnadeten Köchin aus der Sicht ihres viel jüngeren, sie seit vielen Jahren aus der Distanz ergeben liebenden Gehilfen. Wenige Tage vor ihrem Tod lädt die Chefin diesen Mann zum ersten Mal ein, in ihren Garten, gewährt ihm zum ersten Mal einen intimen Moment. Und der besteht einfach darin, dass sie beide gemeinsam dasitzen und ihre Gesichter in die Sonne halten. Irgendwann heißt es über den Ich-Erzähler: "Als ich leise, glücklich ausrief, ich hätte großen Hunger, richtete die Chefin sich wieder auf und streckte einen Arm aus, sie zeigte auf die Hühner, das junge Gemüse, die schon reifen Kirschen. Sie sagte mir, da sei die Mahlzeit, schlicht, herrlich und vollkommen. Wir könnten uns den Geschmack jeder einzelnen Komponente oder ihrer Verbindungen vorstellen. Sie würde nie irgendetwas erfinden, das einfacher oder schöner wäre ..." Und dies sei "die Krönung der langen Zeremonie, die ihre Karriere gewesen war."

Ich bin überzeugt, dass nicht zufällig gerade dieser Roman, in dem es um die Kunst geht, am Ende etwas für NDiayes Werk so Untypisches enthält, nämlich ein utopisches Moment.

Dieses utopische Moment hat etwas mit purer Liebe und purer Kunst zu tun - die im Grunde zugleich die Aufhebung jeder menschlichen Kunst und Liebe sind, weil hier nichts mehr gewollt wird und nichts mehr getan. In der Realität ist dieses Ideal von Klarheit und Reinheit kaum je erreichbar, aber

manches in der Realität kann eine Ahnung davon vermitteln. Ich finde, dazu gehört Marie NDiayes Sprache, die nicht umsonst immer wieder mit einem geschliffenen Diamanten verglichen wird. So unheilbar in ihren Geschichten alles sein mag, allein mit deren Form, deren Kunst hebt sie uns momentweise heraus aus all den unreinen Verstrickungen, von denen sie erzählt und die das Leben ausmachen.